



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

12. Jahrgang.

Blumenau, im Dezember 1919.

Nr. 12.

Der kommende Tag.

„O weh des Tages! denn der Tag des Herrn ist nahe und kommt wie ein Verderben vom Allmächtigen.“

Joel 1, 15.

Wir warten der Dinge, die da kommen sollen. So wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben. Das ist allgemeine Grundüberzeugung. Da brauchen wir nicht nur an die verwirrte Weltlage zu denken. Anstatt, daß endlich der ersehnte Friede gekommen ist, wurden die allgemeine Verwirrtheit und Unzufriedenheit nur noch größer. Jeder, der seine nähere Umgebung und vornehmlich sein eignes Herz daraufhin ansieht, muß besinnen. So kann es nicht weiter gehen. Eine Anerkennung muß eintreten. Die Frage ist nur die, wird es besser oder wird es nicht noch schlimmer werden? Die Hoffnung, daß endlich, endlich mit einem mal wieder geordnete Zustände kommen, ist wohl bei vielen vorhanden. Aber ist sie nicht eitel? Für die nächste Zukunft zum mindesten ist wenig Gutes zu erwarten. Die Mächte der Zerstörung sind noch überall am Werke und haben den Kampf noch lange nicht ausgegeben. Wir werden noch durch große Schrecken hindurch gehen müssen. Wir sind geneigt, die Gegenwart, die wir durchleben, unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß das in der heiligen Schrift oftmals angekündigte Weltgericht bereits hereingebrochen sei. Gewiß, die Völker müssen jetzt büßen und es entspricht der Gerechtigkeit Gottes, sie tragen alle schwer an den Folgen des Krieges, die Besiegten und ebenso die sogenannten Sieger. Die ganze Welt ist erschüttert. Und wenn nicht bald Einhalt geschieht, wird das Verderben furchtbar werden. Es wag in früheren Zeiten viele gegeben haben, die Ohr und Herz verschlossen gegen die prophetische Stimme: „Der Tag des Herrn ist nahe und kommt wie ein Verderben vom Allmächtigen“. Es wird ein Tag der Rache werden, aber ein Tag der Rache unseres Gottes an allen, die da Böses getan haben und die kein reines gutes Gewissen haben. Wer kann diesem Tage ruhig entgegenblicken? Würk uns nicht alle Bangen, Furcht und Zittern überfallen? Der Gerichtstag kommt. Er kommt so sicher als der Tod. Wehe, dreimal wehe allen denen, die nicht vorbereitet sind, wenn der Tag des Herrn über sie hereinbricht. Noch ist Zeit, Buße zu tun. Noch ist das letzte, endgültige Verdammungsurteil nicht gesprochen. Meine Lieben, wir wissen nicht, wann über die Menschheit und die gesamte Völkerwelt dieser Tag kommt; da alles Erdengeschehen ein Ende hat. Für jeden einzelnen von uns kommt er bald. Jeder von uns muß sagen: Meine Tage sind gezählt. Dann kommt der Tag des Allmächtigen, der Tod und Leben in seiner Hand hat. Es ist ein Tag des Verderbens für seine Feinde, ein Tag des Heils für seine Freunde.

Wenn wir gar keinen Trost hätten, so müßten wir vergessen vor Entsezen. Der Schrecken vor dem kommenden Verderben müßte uns töten, oder auch, wie viele es tun, müßten wir uns angesichts des nahen Untergangs in die Vergnügungen stürzen. Wenn wir aus Deutschland hören von der ausge-

brochenen Tanzwut, von den vielen Bällen und andern Vergnügungen, so ist das sicher nicht die Freude über die erlangte Freiheit, sondern die innerliche Angst vor dem nahen völligen Zusammenbruch. Man will sich überläuben. Aber der Tag der Erstickung und des Jammers ist dann nur noch schlimmer, als wenn man flaren Auges dem Kommenden entgegen sieht. Dann bemerken wir wohl, wir können dem starken Herrn nicht entkommen. Aber der allmächtige Gott ist doch zugleich der Schöpfer. Er ist auch unser Vater. So will er nicht unsere Vernichtung. Er will uns wieder aufhelfen. Wir Christen insbesondere warten des Tages des Herrn nicht nur als Tag des Jarnes Gottes; sondern viel mehr noch als Tag der Offenbarung seiner unendlichen Liebe. Das wissen wir nur, wenn wir von unserer Sündenschuld einmal abschauen, auf das Schauen, was noch viel größer ist, auf das Mitleid und das herzliche Erbarmen unsers Heilandes. So haben schon die alten Propheten, durch den dunklen finsternen Nebeltag des Verderbens, die Morgenröte eines neuen Tages hindurchschimmen. Das ist der Tag Jesu Christi. Darum wollen wir nicht verzagen, wenn jetzt für das erste noch trübere Zeiten kommen sollen. Von ferne windt das Licht eines schöneren, helleren Tages, der Gesundung bringt und Frieden allen armen gequälten Seelen. In der ernsten Adventszeit, wo wir des Kommens Jesu warten, leuchtet uns ja schon von weitem das Licht des Weihnachtsbaumes. Der Weihnachtstag ist uns Christen in jedem Jahre das irdische Abbild und die Erinnerungsfeier eines anderen Tages, im höheren Sinne, des Tages an dem, der gekommen ist, der uns herausziehen wollte aus allem Jammern und aller Not, der erschienen ist uns selig zu machen. Wöhnen wir dann auch jücheln können mit dem Psalmisten: „Dies ist der Tag, den der Herr macht, laß uns freuen und fröhlich drinnen sein. O, Herr, hilf o, Herr, laß wohl gelingen. Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“

R.

Der Ausgang des Weltkrieges.

Von Dr. Aldinger.

Ueber die heisse Ursache des Zusammenbruchs Deutschlands hat Herr Pfarrer Gabler in Nr. 10 des Christenboten eine vortreffliche Darstellung gegeben. Der Christ, der den Dingen tiefer ins Herz schaut, findet die Wurzeln des Unheils, das über das deutsche Volk gekommen ist, in dem Absfall von dem lebendigen Gott, in dem sittlichen Zusammenbruch, der dem politischen schon lange vorausgegangen war.“ Die sittlich-religiöse und soziale Betrachtung erfordert jedoch, wie ich glaube, noch eine Ergänzung durch die rein geschichtliche, so wohl um das Verständnis des Geschehenen zu klären wie um die Hoffnung auf die Zukunft zu beleben.

1. Der Zusammenbruch Deutschlands im Licht der Weltgeschichte.

Die alten Deutschen oder Germanen vermodchten an die Stelle des von ihnen zerstörten westromischen Reiches kein eben-

so umfassendes germanisches oder Deutsches Reich zu setzen, weil es ihnen an der nötigen Einigkeit unter sich fehlte; doch nahmen sie die Reichs- und Kaiseridee auf und das römische Reich deutscher Nation bildete das Mittelalter hindurch die vorherrschende, europäische Zentralmacht. Eine eigenartige Führung war es, daß zu Beginn der Neuzeit Kaiser Karl V. eine größere Macht in Händen hatte, als sein gleichnatiiger Vorgänger, der ihm als Vorbild diente, Karl I., der Große. Er war der Herrscher, der von sich sagen konnte, daß in seinem Reich die Sonne nicht untergehe, weil er als König von Spanien auch Herr von Neuspanien, d. h. der neu entdeckten und eroberten amerikanischen Länder, Mexiko, Venezuela, Peru, Argentinien usw. war. Aber diese Verbindung mit Spanien und der überseelichen Kolonisation löste sich wieder, weil die Deutschen Karls streng katholischen Sohn Philipp II. nicht als Nachfolger auf dem Kaiserthron haben wollten. Es wurde nun von grundlegender Bedeutung für die ganze deutsche Geschichte der Neuzeit, daß das deutsche Volk an der Aufteilung der neu entdeckten Länder politisch keinen Anteil nahm und bekam. Während sich die meisten anderen Staaten Europas neue Organe ihres Wirkens und ihrer Macht in den überseelischen Tochterländern oder Kolonien schufen, blieb dies Deutschland versagt.

Mehr und mehr trat dadurch eine Verschiebung der Macht von den Zentralstaaten zu den Randstaaten ein. Es erfolgte der rasche Aufstieg von Portugal, Spanien, Holland, Frankreich, England in Übersee, von Russland in Asien. Deutschland und Österreich und ihre Anlieger, Polen, Ungarn, und die andern österreichischen Slawenvölker können da politisch nicht mitmachen, sie haben vorwiegend mit der Abwehr der Türken im Südosten Europas zu tun. Die Hauptlast dieser Arbeit tragen die Deutschen und gehen bei der Beute auch hier schließlich leer aus. Während Neuspanien, Neuportugal (Brasilien), Neuprusien, Neuengland, Neuaustralien entstehen und aufzblühen, entsteht nirgends in der Welt ein Neudeutschland, trotz der Hunderttausende von deutschen Auswanderern, die im europäischen Osten und über dem Meer in Nord- und Südamerika, in Australien und Südafrika hervorragendes in der Siedlungsarbeit leisten. Als die Deutschen, endlich im neuen Reich von 1871 wieder zum größeren Teile geeinigt, in die Kolonialpolitik mit eintraten und sich einen Platz an der Sonne sichern wollten, da waren alle andern Völker darin einig, dies möglichst zu hindertreiben. Die Fäden oder vielmehr Stricke zur Einkreisung und Erdrosselung Deutschlands waren schon lange gesponnen und gedreht, ehe Eduard VII. vollends die letzten Lüden schloß. Der Gedanke, daß ein aufstrebendes und im Kriege siegreiches Deutschland die Weltverteilung ändern könnte, hat die großen Kolonialvölker geeinigt und die Aussicht, sich auf Kosten der Deutschen an den Grenzen zu erweitern hat die kleinen Nachbarvölker mit den anderen verbunden. Nicht ohne Grund hatte König Wilhelm I. von Preußen einst gezögert, den Kaiserstitel anzunehmen. Damit war ein Anspruch auf Weltgeltung verknüpft, der schon damals nicht mehr genügend begründet war, aber infolge der glänzenden Waffentaten von 1866 und 1871, infolge der genialen, freilich nur europäischen Politik Bismarcks, nachher infolge des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs im neuen Reiche war die Tatsache verschleiert, daß ein nur kontinentaler europäischer Staat für die Weltpolitik eine zu schwache Grundlage hatte und bei der heutigen Form der Weltwirtschaft, völlig abgeschlossen, auf die Dauer sich nicht halten kann. Die Basis, Berlin-Bagdad hätte ausreichen können, aber ehe sie genügend befestigt war, sorgten die Gegner für den Ausbruch des Weltkrieges. Eine Abrechnung mit Russland nach dem japanischen Krieg während der daraufhin ausgebrochenen Revolution hätte Lust geschafft und die genannte Linie gesichert, aber damals wurde die Gelegenheit zum Loschlagen versäumt. Nachdem sich England und Russland verständigt hatten, war Deutschland nicht mehr frei, zumal bei einer so rachsüchtigen Nachbarschaft wie der Frankreiche, und mußte sich im Schatten der einen oder andern Macht bewegen, wohl am besten von England. Ließ es Deutschland doch auf einen Krieg gegen einen Weltverband ankommen, so konnte es schließlich nur durch ein Wunder von oben, trotz aller Genialität der Führer, Tapferkeit der Truppen, Glanzleistungen der Technik gerettet werden. Ganz in der Art seiner Frömmigkeit wartete darauf der Kaiser, wie Oberhofprediger Dr. Danner erzählt, um so mehr da er seine Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit so oft gezeigt und bewährt hatte, aber zum Schaden seines Volkes, Reiches und Thrones. Entweder früher schon loschlagen, im Burenkrieg oder japa-

nischen Krieg, oder dann klein beigeben, das war die sittliche Pflicht des Kaisers und des deutschen Volkes. Wer an einem durch Hochwasser gefährdeten Platze wohnt, darf nicht hoffen, bei einer großen Naturkatastrophe durch mutigen Aufbau ungenügender Dämme oder noch so heile Gebete sein Haus vor der Gefahr bewahren zu können. Natürliche und geistliche Gewalten dürfen sich nach Gottes Leitung oder Zulassung auswirken; Menschen und Völker richten sich teils darauf ein, mit Aufbietung ihrer gottgegebenen Verstandes- und Leibeskräfte, teils gehen sie, wenn die fremden Gewalten übermäßig werden, im Vertrauen auf den Eingang in eine bessere Welt, mutig für dieses Leben unter, betend, lebend, sterbend nach dem Vorbild Jesu: „Gottes Wille geschehe“, oder tragen in der Gegenwart gelassen undgottergeben das durch eigene oder der Vorfahren Fehler unvermeidlich gewordene Verhängnis im festen Willen einer besseren Gestaltung der Zukunft. Um diese Betrachtung zu schließen, fasse ich das Gesagte nochmals zusammen: Als zu Beginn der Neuzeit der neue Welthorizont sich aufstaut, machten sich dies die damals oder bald darauf in sich einigen Völker zunutze; der Fluch der Germanen und der Deutschen war ihre Uneinigkeit; er hat sich auch jetzt im Weltkrieg noch ausgewirkt, da sich die Deutschen keine erweiterte Grundlage ihrer Weltgeltung durch eigene Kolonien gegründet hatten.

2. Der Zusammenbruch Deutschlands im Lichte der Deutschen Geschichte sei nur noch kurz angedeutet. Hier wird der Unsegeln der Uneinigkeit noch deutlicher. In frühesten Zeiten waren es die Völkerschaften, dann die Stämme (Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern), dann die Stände (Fürsten, Städte, Richter, Zünfte, Bauern), schließlich die Landesfürsten (Hohenstaufen, Welfen, Habsburger, Luxemburger, Wittiner, Wittelsbacher, Hohenzollern), die sich befehdeten. Nachdem alle diese Gegensätze sich gemildert hatten, sprengte der Haß der Parteien und Klassen die Einigkeit. Was früher Fürsten oder Stämme, oder Städte getan haben, ihre Sonderziele höher zu stellen als die des ganzen Reiches und Vaterlands, das haben nun die sozialdemokratischen Arbeiter und die Zentrumsdemokraten getan. Wie schwer doch die Deutschen zur Einigkeit kommen! Nach 2000jähriger wechselvoller Geschichte, wechselvoll wegen der Uneinigkeit, haben die Deutschen noch nicht den Spruch gelernt: Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Daselbst verheisst der Herr Segen und Leben: immer und ewiglich.

Die Aufgaben und Strebensziele der Zukunft für die Deutschen Europas liegen klar vor Augen: Erst die innere Einigkeit zu erreichen und dann die Verbindung mit den entfremdeten und abgetrennten oder abseits gehaltenen Gliedern wiederherzustellen. Ohne den göttlichen Lebens- und Liebesgeist wird das freilich ein vergebliches Bemühen sein. Mit Gott ist es ein hohes Ziel, das ohne die Habsburger leichter zu erreichen ist, als wenn sie noch auf einem Throne säßen. Die Hohenzollern werden gewiß ihre deutschgeschichtliche Sendung weiter betätigen dürfen. Für die Deutschen im Ausland hat die neue Lage das Gute, daß ihnen, wo immer sie sind, die Liebe zum Vaterland oder zum Stammvolk nirgends mehr verargt oder verdächtigt werden kann, da nun jedem offenbar ist, daß Deutschland, ohne Heer und Flotte, keine politischen, sondern nur kulturelle Ziele im Ausland verfolgt. Die Erhaltung der Muttersprache, ist heute für den Deutschbürtigen eine Tat volliger und reiner Freiwilligkeit; darauf beruht ihr sittliches Recht, zumal in der Demokratie. Freilich ist der nationalistische Staat ähnlich wie die Arbeiter-Republik leicht ein größerer Tyrann als einst der absolute Fürst, der heute noch als solcher von den Demokraten verschrien ist, obgleich er meist sehr gutes leistete in der Disziplin des Heeres und in der Ordnung der Verwaltung des Landes.

Deutschbrasilianische Pflichten.

Der Weltkrieg ist aus und Deutschland ist unterlegen — durch Verrat und Schwäche im Innern. — Wir hoffen, daß dies nicht Bestand haben wird, daß es sich wieder emporraffen wird, sobald dort wieder „bete und arbeite“ die rechte allgemeine Lösung ist. Aber für heute müssen wir damit rechnen, daß Deutschland eine Zeit lang keine Macht ist und keine Hilfe mehr sein kann.

Das ist für viele Kirchen- und Schulgemeinden hier ein sehr harter Schlag. Denn hier war man gewöhnt, Tausende vom Ober-Kirchenrat und vom Allgemeinen Deutschen Schul-

Das Verhältnis der deutschen evangelischen Kirchen zu den englischen.

(Schluß.)

Sind nun aber nicht die Engländer und Amerikaner in der kirchlichen Praxis den Deutschen überlegen? So heißt es oft. Man weist auf die Mission hin. Der deutsche Pietismus hat im achtzehnten Jahrhundert die Missionspflicht wohl erkannt, wenn es nicht zu größerer Betätigung kam, so liegt das zum guten Teil an der politischen Kraftlosigkeit. Es fehlte in den fremden Ländern den deutschen Missionaren lange, wie jetzt wieder, der staatliche Schutz des Heimatlandes. Man hatte keine Verbindungen, wie jetzt wieder die englische Freiheit der Meere die Freiheit der deutschen Missionare hemmt. Dem deutschen Binnenlande mangelte es an Weitblick. Das ist weniger ein religiös kirchlicher Mangel in der eigentlichen Bedeutung des Wortes.

Aber auch in der Sonntagschularbeit stehen die Deutschen im Hintertreffen. Dafür hatte aber das deutsche Volk die christliche Volksschule. In England und Amerika wachsen Hunderttausende von Kindern ohne jede religiöse Bildung auf. Bis vor kurzem war das in Deutschland nicht der Fall. Jeder konnte die christlichen Heilswahrheiten lernen. Zum Glauben gezwungen wurde niemand. So ist die echte deutsche Kirchlichkeit auch von methodistischer Treiberei frei. Uns Deutsche stößt die religiöse Aufdringlichkeit mehr ab, als daß sie uns für das Christentum gewinnt. Der Bekämpfungseifer vieler englisch-amerikanischer Christen ist guten deutschen evangelisch-kirchlichen Christen nicht immer angenehm. Wo wir dergleichen unter uns finden, empfinden wir es als fremdartig, wenn nicht gar als undeutsch. Der Verweltlichung der englischen bischöflichen Kirche gegenüber mochten Leute wie John Wesley vielfach im Rechte sein, in Deutschland hätten, wo der Gegner doch anders war, ich will nicht einmal sagen in jeder Hinsicht viel besser, andere Methoden angewandt werden müssen. Auch in Deutschland sind viele evangelischen Christen mit der Kirche nicht ganz zufrieden. Die Kirche, die auch auf viele schwache Christen eingehen muß, genügt ihrem religiösen Bedürfnis nicht. Es ist ein Fehler vieler Gemeinschaften in Deutschland, daß sie sich von der so oft auch wieder veräußerlichten englisch-amerikanischen Frömmigkeit blenden lassen. Sie haben darüber das deutsche Selbstbewußtsein verloren. Der englische Geist im Inneren Deutschlands hat mitgeholfen im letzten Weltkriege dem deutschen Volke das moralische Rückgrat zu brechen. Der Christenbote brachte in der September-Nummer eine Probe, wie durch diesen verkehrten Geist die deutsche Volksseele vergiftet werden sollte. So ist es sicherlich für die deutschen evangelischen Christen besser, sich auf sich selbst zu besinnen und von Innen heraus an einer Erneuerung des Volksgeistes zu arbeiten. Ein altes warnendes Sprichwort sagt, wer vom Papste stirbt, stirbt. Wenigstens für uns Deutsche ist englische Frömmigkeit Gift. Sie zerstört unsere gesunde Eigenart. Das ist ja auch ein Unterschied deutscher und englischer Mission gewesen. Die Engländer haben vielfach fremdes Volkstum vertreten. Die deutschen Missionare suchten das Volk, dem sie das Evangelium brachten, zu heben, durch verständiges Eingehen auf seine Eigenarten, soweit sie dem Christentum nicht offen widersprachen.

Es soll aber nicht geleugnet werden, daß auch die Engländer ein hoch stehendes Volk sind. Dieser Aufsatz will keine Schmähschrift sein. Aber bei zwar hochragenden Bergesgipfeln ist der Verlehr und das Zueinanderkommen schwerer, als bei zwei niedrigen Hügeln. Die Deutschen und Engländer mögen gar nicht soweit von einander entfernt sein. Die trennende Kluft ist tief. Diese Erkenntnis haben die deutschen Kirchenmänner, die vor dem Kriege engere Verbindungen mit den Engländern anstreben sollten, nicht gehabt. Sie glaubten sich nahe zu sein und sich gut verständigen zu können. Ein Grund lag dazwischen. Der letzte Krieg war nicht ausschließlich ein Wirtschaftskrieg. Wie im Dreißigjährigen Kriege, wie immer in der Geschichte, rangen auch Weltanschauungen gegeneinander.

R.

Die östliche orthodoxe Kirche.

Die christliche Kirche des Ostens, gewöhnlich griechisch-katholische genannt, hat durch Jahrhunderte hindurch ein verhältnismäßig ruhiges, gesichertes Leben geführt. Sie war in gewisser Weise geschützt organisiert und ungestörter in ihrem

verein jährlich zu erhalten, damit die winzigen Pfarrgehälter und Lehrereinkünfte aufzubessern. Das wird nun wegfallen, auf eigene Kraft und Leistung sind die Gemeinden angewiesen, und sie werden zum Teil sehr viel tiefer in den Beutel greifen müssen, um zu leisten, was not tut.

Steuern zahlen gehört nun bei sehr wenigen Leuten zu den angenehmen Dingen dieser Welt, und die allermeisten würden jeden, der von höheren Abgaben spricht, dorthin wünschen, wo der Pfeffer wächst, wenn er nicht gerade bei uns wächst. Aber es wird nichts anderes übrig bleiben: entweder geben wir das nötige, um unseren Gemeinden und Kindern die alte Kultur zu erhalten, oder wir geben diese auf und werden in allen Stücken Brasilianer.

Es gibt Leute, die das letztere wählen möchten. Sie sagen, da man einmal in Brasilien sei, wäre dies das allein richtige, und die Regierung arbeite auch in diesem Sinne. Das ist der Fall, und etwas wahres ist dabei, wenigstens insofern, als es gut ist, wenn unsere Kinder die Landessprache lernen, und auch jeder sonst sich bemühen sollte, gut portugiesisch zu lernen. Auch haben die Untertanen dieses Landes die unbedingte Pflicht, dem Lande nach ihren Kräften zu dienen; wenn es not tut, mit Einsetzung ihres eigenen Lebens.

Aber wer ein guter Untertan Brasiliens ist, braucht deshalb nicht alles zu loben, was geschieht, und noch weniger braucht er darum seine deutschen Sitten zu verlernen. Als Dom Pedro und später die Bundesregierung Deutsche ins Land zogen, versprachen sie ausdrücklich, daß den Einwanderern Sprache, Sitte und Religion gelassen werden sollten. Hätten sie das nicht getan, Tausende hätten sich eine andere Stätte gesucht.

Wenn nun gerade heute ein Deutschbrasiliener sagt: ich werfe meine deutsche Art weg, so beweist er damit, daß unsere Freunde recht hatten, wenn sie behaupteten, hier sei man unter den Deutschabkömmlingen nur deshalb geneigt, am Deutschtum festzuhalten, weil man nach Deutschland sich sehne und hier die deutsche Flagge aufzuführen wolle. Das ist nicht wahr. Deutschtum hier und Deutsches Reich haben nichts miteinander zu tun. Wir sind hier nicht deutsch, weil wir politische Absichten hegen, sondern weil die deutsche Kultur, deutsche Bildung, deutsches Wissen ein teures Gut sind, das wir ererbt haben und ohne das wir schlechter würden als wie wir waren.

Wenn unsere Kinder nicht mehr Deutsch lernten, wenn in unseren Kirchen nicht mehr deutsch gepredigt würde, deutsche Bücher und Zeitungen nicht mehr gelesen würden — wir würden darum noch längst keine Lusobrasilianer sein. Wir würden gar nicht wissen, wohin wir gehörten — ohne irgend eine Form der Kultur lämen wir rückwärts. Wie viele Beispiele gibt es hier an den Grenzbezirken der deutschbesiedelten Länder: Männer und Frauen, die gar nichts sind, den Deutschen fremd geworden, von den Lusos verachtet und bei Gelegenheiten doch als allemales und boches beschimpft.

Dagegen haben wir die Erfahrung, daß die Deutschen gerade, die ihr Deutsch fehlerlos gelernt haben und eine gute Bildung erworben haben, tausendmal schneller ein gutes Portugiesisch lernen als die ohne Bildung, die es allenfalls zum Straßenportugiesisch bringen. Das sehen gebildete und fluge Brasilianer auch ein und haben es mit mehrfach bestätigt. Es wird auch allgemeine Überzeugung hier werden, wenn erst der ganz törichte unberechtigte Deutschenhass, den Engländer und Franzosen den Brasilianern eingeimpft haben, verschwunden sein wird. Und heute schon sehen wir, daß die Brasilianer diejenigen am höchsten achten, die überzeugte Deutsche geblieben sind, und die verachten, die aus Angst oder Berechnung ihre Herkunft verleugnen.

Wir haben hier die Pflicht, deutsche Art hochzuhalten. Niemandem zu leide, — nicht als Angreifer, und im vollen Bewußtsein dessen, daß wir gehorsame Untertanen Brasiliens sein sollen und wollen, müssen wir doch daran festhalten: deutsche Sitte hat uns erzogen, deutscher Sitte verdankt der beste Teil brasiliischer Landwirtschaft sein Gedeihen. Dem sind wir Donk schuldig, und bis man uns etwas unbestritten besseres gibt, müssen wir unsere Kinder darin erziehen, müssen wir unsere Gemeinden dazu zusammenhalten, auch wenn es Geld und Mühe kostet. — Man darf uns nicht nachsagen, daß nur reichsdeutscher Einfluß und reichsdeutsches Geld uns beim Deutschtum hielten, wir müssen es uns erhalten: aus eigener Kraft!

N.

Machtbereich als selbst die römisch-katholische Kirche. Sie ver-dankte das dem engen Anschluß an das große Russische Welt-reich und ihrem Oberherrn, dem Zaren, der sich als Nach-folger des oströmischen Kaisers in Konstantinopel betrachtete. Der Patriarch von Konstantinopel, der unter mohammedani-scher Fremdherrschaft lebte, hatte nur geringen Einfluß. Die oberste geistliche Leitung lag in der Hand des russischen heiligen Synods in Petersburg. Die Schwesterkirchen auf dem Balkan, die rumänische, bulgarische, serbische, montenegrinische, griechische, albanische hatten mehr Selbständigkeit. In Russland selbst war die Unabhängigkeit der georgisch-christlichen Kirche aufgehoben. Die Armenier im russischen Staatsgebiet verloren sie mehr und mehr, man versuchte mit teilweisen Erfolge, wie sich während des Weltkrieges gezeigt hat, auch die Armenier des Türkischen Reiches hinüberzuziehen. Hiergegen wehrte man sich freilich in Armenien, da man darauf stolz war, der ältesten christlichen Volkskirche anzugehören. West-lische Kirchen, protestantische Engländer, Amerikaner, Deutsche, auch der Papst, versuchten die Armenier in ihrem Sinne zu beeinflussen. Die Russen sahen diese Arbeit ungern, hielten sie sich doch für die Schutzherrinnen aller Christen Kleinasiens, Syriens, Palästinas. Auch die gottlose französische Regierung be-anspruchte bekanntlich aus politischen Gründen das gleiche Schutzrecht. In Borderasien war also der Einfluß der Russen ge-hemmt. Ungestört konnten sie sich aber im nördlichen Asien, in Sibirien und seinen Nebenländern ausbreiten. Hier hat die russische Kirche unter den Heiden starke und erfolgreiche Mission getrieben, was im Westen vielfach völlig unbekannt geblieben ist. Auch in Amerika hat die russische Kirche die ausgewanderten Glaubensgenossen gesammelt und unter die Aufsicht des heiligen Synods in Petersburg gestellt. In den großen Industriebezirken Nordamerikas hatten die orthodoxen Geistlichen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß unter der Arbeiterbevölkerung. Überhaupt pflegte man die geistige Macht der orthodoxen, östlichen Kirche vielfach gar nicht zu kennen. Die zahlreichen Sektionen auf russischem Boden, von denen immer wieder neue auftauchten, konnte ihr wenig Abbruch tun. Gewiß für das, was man allgemeine, intellektuelle Volksbildung nennt, tat die russische Kirche und ihre Schwesterkirchen verhältnis-mäßig wenig. Im Volksleben spielte sie eine größere Rolle, als manche andere vielleicht geistig lebendigere Kirchengemeinschaf-ten. Nur darf man sich aber auch wieder die ganze Kirche nicht als aus lauter Dummköpfen bestehend denken. Im heiligen Synod zu Petersburg waren geistig hochstehende Männer mit an der Leitung. Ihr Kirchenideal war freilich von un-serm evangelischen weit verschieden. Einfluß auf das westliche Christentum hat im letzten Jahrhundert bekanntlich der Schrift-steller Tolstoi gewonnen. Er hatte viele Anhänger in Russland, wenn er auch antlächlerseits von der Kirchenbehörde nicht anerkannt war. Tolstoi, der sehr trübe über alle organisierte Kirchen urteilte, hieß dennoch die christlichen Zustände Russlands den westlichen nach seiner Meinung ganz und gar ver-rotteten Verhältnissen weit überlegen. Das Heil und die Ret-tung Europas und der ganzen Welt sah auch er in Russland. Auch in dieser Hinsicht haben die derzeitigen russischen Volksche-wistten ihre Vorläufer. Eine Eigentümlichkeit der russischen Kirche war es, daß trotz der schroffen Kirchenleitung von oben, einfache Männer Einfluß gewinnen konnten, dem Bischofe und Erzbischofe sich beugen mußten. Bekannt ist aus letzter Zeit der Mönch Rasputin, ein ehemaliger ungebildeter Bauer. Er beherrschte den ganzen Kaiserhof, lenkte nicht nur die kirchliche sondern auch die staatliche Politik des ganzen Reiches. Im Kleinen haben wir Neliches auch in unserm Lande, wo auf dem Hochlande nicht selten sogenannte Heilige auftreten und die Massen beherrschen. Der Grund ist der gleiche, mangelnde allgemeine Volksbildung, insbesondere Fehlen wahrhaft reli-giöser Bildung. Das Schlimme ist in solchen Fällen immer, daß man nie weiß, wo der Wahnsinn aufhört und der Betrug an-fängt. Doch ist es falsch, sich über solche Leute stolz zu erheben und sie als Schwindler einfach abzutun. Es ist oft warme, wenn auch irregelmäßige Religiosität vorhanden. So sind solche religiös begeisterten und religiöse Begeisterung erweckenden Männer nicht nur ein Beweis der inneren Zersetzung der russischen Kirche gewesen; sondern auch dafür, daß aus den Tiefen des Volkes neues religiöses Leben emporleimte. Zu den Män-nern dieser Art gehörte in gewissem Sinne auch Tolstoi. Er erscheint uns durch seine westeuropäische Bildung, die er be-herrscht, wenn auch innerlich ablehnt, verständlicher. Schließ-lich stoßen wir auch in ihm auf das Rätsel, das uns das russi-sche Christentum öfter aufgibt.

Was ist nun die orthodoxe östliche Kirche augenblicklich? Ihr Oberhaupt, der Zar, ist ermordet. Bis jetzt hat er keinen Nachfolger erhalten. Wie findet sich die christliche russische Volksseele mit dieser Tatsache ab? Wie war derartiges nur möglich? Die Berichterstattung der Zeitungen verwirrt mehr, als daß sie klärt. Bald lesen wir von wahren Schreckenszeiten, als jetzt die russische. Dann heißt es wieder: Nie sei Russland nie soll eine christliche Kirche solche Verfolgung erlitten haben, so innerlich geordnet und gesegnet gewesen, wie heutzutage. Man weiß darauf hin, daß jetzt die leitenden Männer Russlands Juden sind. Dann wäre eine schlimme Unterdrückung der Christen denkbar. Aber auf der andern Seite, ein Volk, das Jahrhunderte lang die Juden im Zaume hielt, sollte sich plötzlich und dann zwei Jahre lang von Juden wider eigenen Willen regieren lassen? Wo Juden am Ruder sind, wissen sie sich immer geschickt, gewissen Volkswünschen, Neigungen, Schwächen anzupassen. Hier haben wir es aber wohl nicht nur mit einem Rätsel der Volksseele zu tun; sondern auch mit bewußt einseitig falscher Berichterstattung zu dem einen oder andern politischen Zwecke. Russland und der weitere Osten liegen für uns ja noch völlig in Dunkel gehüllt. Man kann gar nicht wissen, was werden soll.

Etwas mehr erfährt man schon von den Verhältnissen auf dem Balkan. Hier sind die Grenzfragen der Staaten auch Kirchenfragen, und dadurch besonders schwer zu lösen. Als Russland Galizien und die Bukowina besetzte, suchte es die umierten Katholiken sofort zur Staatskirche hinüberzuziehen. Besonders auf österreichisch-ungarischem Staatsgebiet gibt es ursprünglich griechisch-orthodoxe Kirchenkörper, denen der Papst gewisse Eigentümlichkeiten, eigne Messe, Feier besonderer Heiligen usw. besonders auffällig die Priesterrehe nachsieht, die dafür die geistliche Oberhoheit des Papstes anerkennen. Jetzt werden die Rumänen und Serben diese Verträge lösen wollen. Die Serben haben den Wunsch auch ihre römisch-katholischen Sprachgenossen, die Kroaten, kirchlich an sich zu fesseln.

Wer bekommt die Herrschaft in Konstantinopel, der Stadt des ersten christlichen Kaisers? Früher beanspruchte der Zar dies als heiligstes Recht. Er hatte schon Mitbewerber im bulgarischen Zaren und im griechischen König. Nicht Türken-freundschaft hat die Bulgaren auf Seiten der Türken in den Krieg eintreten lassen. Nur so ist der nachträgliche bulgarische Aufstand mit zu erklären. Auch der griechische Exkönig Konstan-tin, man achte auf den Namen, wollte gewiß nicht den russi-schen Zaren nach Konstantinopel lassen. Darum auch sein Zög-ern, das ihm den Thron kostete. Der russische Zar ist we-nigstens zeitweilig ausgeschaltet. Ein neuer Zar würde die alten Pläne wieder aufnehmen, sobald er sich stark dazu fühlte. Wird Bulgarien, wird Griechenland der glückliche Erbe werden? Bis jetzt soll Konstantinopel international bleiben. Das ist ein auf die Dauer unhalbbarer Zustand und nur eine Verlegen-heitsaushilfe. Der jetzige bulgarische Zar, der freilich auf un-sicherem Throne sitzt, war in der Jugend orthodox erzogen. Während des Krieges hieß es, er sei zum römisch-katholischen Glauben seines Vaters und seiner leiblichen Mutter übergetre-tten. Welchen Glauben er augenblicklich bekennt, weiß ich nicht. So hätte der griechische König größere Aussichten, zumal der Patriarch griechischer Nationalität ist. Die endgültige Lösung will nicht recht vorwärts. Es hieß auch schon einmal, in der Hagia Sophia, der vom Kaiser Justinian erbauten, ehemals größten Kirche der Christenheit, in Konstantinopel, die bei der Eroberung durch die Türken in eine Moschee umgewandelt wurde, solle wieder christlicher Gottesdienst stattfinden. Bis jetzt ist mir noch nicht bekannt geworden, ob das geschehen ist. Die Eifersucht der verschiedenen christlichen Kirchen, vielleicht auch die Vorsicht, die Mohammedaner nicht allzusehr zu reizen, haben wohl den Plan noch nicht zur Ausführung kommen lassen. Man sieht, wie überall in der Welt neuer Zündstoff sich anhäuft, wie auch konfessionelle Fragen, nicht nur nationale und wirtschaftliche, der Lösung harren.

R.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Pastor J. J. Zinks Leben und Wirken. Zu denen, die im vergangenen Jahr in aller Stille von uns gegangen sind, zählt auch ein Mann, der es verdient, daß seinem Namen in der evangelischen Kirche ein ehrendes Andenken bewahrt werde: Pastor Johann Jakob Zink. Er ist am 31. März 1918 in Campinas im Alter von 73½ Jahren gestorben. Er war nicht nur unter den Deutschen des ganzen Staates São Paulo

eine sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit, sondern hat auch während seiner langjährigen Wirksamkeit in diesem Lande auch die Achtung und Liebe weiterer Kreise in Mittel- und Südbrasilien erworben.

Pastor Zink ward am 20. August 1844 zu Unterensingen in Württemberg geboren. In seinem Heimatorte besuchte er die Dorfschule und blieb, da er von schwächerer Gesundheit war, nach der Konfirmation im elterlichen Hause. In seinem 20. Jahre tat er den entscheidenden Schritt seines Lebens: er zog vom Neckartal nach Basel, um Missionar zu werden. Doch noch als Zögling des Missionshauses gab er mit seinem unbefriedigenden Gesundheitszustand zu Sorgen Anlass. Das war schließlich auch der Grund, daß man ihm, der sich durch Fleiß, Gaben und Ordnung auszeichnete, schon nach fünf Jahren die Reise erteilte und für ihn nicht das eigentliche Missionsgebiet, sondern ein Arbeitsfeld in der Diaspora im gesunden brasilianischen Klima bestimmte. In Mürtlingen in Württemberg wurde er, drei Wochen vor seiner Abreise nach Südamerika, am 6. Juni 1869, durch Verordnung des königlichen Konfistoriums ordiniert.

Das Baseler Missionshaus bestritt die Reisekosten, gab ihm ein kleines Zehrgeld, das sich bei seiner Ankunft in Rio de Janeiro noch auf 100 \$ belief, mit auf den Weg und sagte ihm, er möchte sich nach dem Staat S. Paulo begeben. So zog er ohne Briefe und Empfehlungen, ohne einen festen Anstellungsvertrag und ohne die Mittel, die ihn über die ersten schweren Wochen hinweghelfen sollten, getrost in die weite Welt hinaus. Anscheinend hielt sich die Missionsanstalt an das Wort: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röde.“ Wenngleich man anerkennen muß, daß Basel sich um die evangelische Kirche in Brasilien durch die Entsendung der ersten Geistlichen ohne Frage Verdienste erworben hat, so muß man sich doch wundern, daß man einen jungen Mann, dessen Gesundheit noch nicht gefestigt war und der noch in keiner Pfarrstelle in der Heimat tätig gewesen war, mit der Lösung einer so ungeheuren Aufgabe betraute, ohne ihm auß kräftigste Beistand zu leisten. Wer wußte damals wohl in der alten Heimat über die Verhältnisse im Staat S. Paulo einigermaßen Bescheid? Wohl waren damals hier schon einige Tausend deutscher Kolonisten angesiedelt worden, aber von einer Kirche oder irgend einer Gemeindeorganisation war noch keine Rede. In diesem Staate, der halb so groß wie Deutschland ist und damals schon fast 2 Millionen Einwohner gehabt haben mag, wohnten die deutschen Ansiedler — abgesehen von den Städten S. Paulo, Campinas und Santos — in vielen kleinen Gruppen zu 5, 20, höchstens 30 Familien weithin verstreut auf kleineren Landgütern, in „Bullen“ und auf den großen Fazenden. Diese waren aufzusuchen, seelsorgerisch zu bedienen, zu Gemeinden zusammenzuschließen; an geeigneten Stellen waren Schulen und Kirchen zu gründen. Das war eine Aufgabe, wie sie wohl selten jemandem gestellt wurde. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man das Lebenswerk des Herrn Pastor Zink beurteilen, der hier 49 Jahre lang mit aller Hingabe und aller Liebe als Lehrer und Seelsorger tätig gewesen ist. Bei der Ordination hatte man ihm den Spruch mit auf den Weg gegeben: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“. Das war ihm die beste Wegzehrung; ohne dieselbe wäre es wohl nicht gut gegangen. Als er so, mit nur wenig Handgepäck aber mit umso mehr getrostem Gottvertrauen versehen, am Ziele seiner Reise, in S. Paulo, angelangt war, fehrte er — was unter den damaligen Umständen gewiß das Richtige war — zuerst bei den Presbyterianern ein, um sich hier, als bei Freunden und Brüdern, Rat zu holen. Pastor Zink hat es den Presbyterianern nie vergessen, daß sie sich seiner damals mit großer Freundlichkeit angenommen und ihm nicht nur ehrlich die ersten, wertvollen Auskünfte und Ratschläge erteilt, sondern ihn auch geradezu in der schweren Anfangszeit über Wasser gehalten haben. Er hat ihnen dafür später manchen wertvollen Dienst geleistet und sein Leben lang zu der presbyterianischen Kirche in einem freundschaftlichen Verhältnis gestanden, wenngleich später diese seine Freunde den Fortgang seines Werkes nicht immer mit selbstloser und reiner Freude und Aufmerksamkeit verfolgten. Es verdient anerkannt zu werden, daß er bei allem freundschaftlichen Umgang, ja zeitweilig engern Zusammenarbeiten mit den Presbyterianern doch die Eigenart und die Selbständigkeit der deutschen evangelischen Kirche in den von ihm gegründeten Gemeinden zu wahren gewußt hat.

Nach einigen Wochen Aufenthalt in S. Paulo nahm Pastor

Zink Limeira zum festen Wohnsitz, ein Städtchen, das ungefähr im Mittelpunkte seines Arbeitsfeldes gelegen war. Fünf Jahre lang hat er nun als einziger deutscher evangelischer Pfarrer des Staates S. Paulo ein Gebiet bedient, das sich im Umkreis bis auf 28 leguas hin erstreckte; seine oft sehr beschwerlichen Umlaufreisen, die größtenteils zu Pferd gemacht werden mußten, führten ihn auf der einen Seite bis Pirassununga (Santa Rita) und Iahú hinauf, auf der andern Seite bis S. Paulo und Santos hinunter. Zu den Orten, die er damals regelmäßig aufsuchte und wo sich nun kleine Gemeinden bildeten, gehörten hauptsächlich Jerônimo, Philippi, Crescimento, Sete Quedas, Araras, Piracicaba, Rocinha, Louveira u. a. m.

Auch das hat Pastor Zink klar erkannt, daß zur Erhaltung des deutsch-evangelischen Volkstums unbedingt die deutsche Schule gehört; und so hat er überall da, wo er sich in diesen 49 Jahren auf längere Zeit niederließ, neben der seelsorgerischen Tätigkeit seine Kräfte der Schule gewidmet. Zum Lehrer besaß er von Natur gute Gaben; er ist immer mit Lust und Liebe Lehrer gewesen und hat es verstanden, die Herzen der Kinder zu gewinnen.

Es ist bedauerlich, daß er bei der Größe und Schwere seiner Arbeit lange mit materiellen Sorgen zu kämpfen hatte, die ihn wiederholt nötigten, seinen Wohnsitz nach einem anderen Ort zu verlegen, der eine günstigere Existenzmöglichkeit bot. Die Deutschen des Landes, von denen noch viele als einfache Kolonisten auf den großen Kaffeeplantagen arbeiteten, waren wirtschaftlich nicht so gestellt, daß sie für Kirche und Schule große Opfer bringen konnten, und in der alten Heimat hatte man für die evangelischen Auslandsdeutschen in Brasilien noch herzlich wenig Verständnis. So sind denn auch die meisten seiner Schulgründungen ursprünglich Privatunternehmungen gewesen und haben ihm schwere Lasten auferlegt.

In dieser Weise wirkte Pastor Zink von 1869—72 in Limeira, 1872—73 in Jerônimo, 1873—76 in Rocinha, 1876—1877 in der Stadt S. Paulo, 1877—91 in Rio Claro, 1891—99 in Campinas, 1899—1908 in Juiz de Fora (Minas) und von 1908—1918 wieder in Campinas.

Bald hatte er eingesehen, daß ein Mann allein die Arbeit nicht bewältigen kann. Er wandte sich daher an das Baseler Missionshaus mit der dringenden Bitte um Entsendung neuer Helferkräfte. Im Jahre 1875 traf dann auch ein junger Missionar aus Basel, Pastor Friedrich Müller, ein Württemberger Landsmann, im hiesigen Diasporagebiet ein und übernahm die westliche Hälfte des bisherigen Arbeitsfeldes mit dem Pfarrsitz in Bairro de Pires bei Limeira. Diese beiden Landsleute haben nun hier 44 Jahre lang, durch enge Freundschaft und später auch durch Familienbande verbunden, im besten Einvernehmen miteinander bis zu ihrem Lebensende gewirkt. Pastor Müllers Heimgang erfolgte kaum ein halbes Jahr nach dem Tode seines alten, treuen Kollegen und Freundes, am 2. Dezember 1918.

Mit schönem Erfolg hat Pastor Zink in Rio Claro gearbeitet. Die dortige Gemeinde ist von ihm gegründet, Schule und Kirche von ihm gebaut worden, wofür er selbst mehrere Contos aus seinen eigenen, spärlichen Mitteln opferte. Für die gedeihliche Weiterentwicklung dieser Gemeinde war es von großer Bedeutung, daß er einen tüchtigen Schulmann, den jekigen Herrn Pfarrer Rößle, ebenfalls aus Württemberg, berief, der später, nachdem er vor dem Württembergischen Konfistorium die theologische Prüfung bestanden hatte und ordiniert worden war, das Pfarramt Rio Claro übernahm und das Werk Pastors Zinks bis auf den heutigen Tag fortführte.

Im Jahre 1891 wandte sich Pastor Zink nach Campinas, um in dieser Stadt, die man früher für die zukünftige Hauptstadt des Staates hielt und die eine stattliche deutsche Kolonie besaß, an die Organisation einer Gemeinde zu gehen. Da kamen die bösen Fieberjahre 1892 und 1896, die auch die Arbeit Pastors Zinks auf das empfindlichste schädigten. Er selbst erkrankte mit seiner Familie sehr schwer am gelben Fieber. Ein deutscher Lehrer, den er auf eigene Kosten von Deutschland hatte kommen lassen, starb in seinem Haus; und viele deutsche Kaufleute siedelten nach S. Paulo über, wodurch die deutsche Kolonie von Campinas natürlich sehr geschwächt wurde. Trüb und trüber gestaltete sich seine Lage, als er aus der Vereinschule austrat und die „Neue Deutsche Schule“ gründete, womit er sich Lasten aufbürdete, die er nicht zu tragen vermochte, und als es auch sonst noch viele Unannehmlichkeiten gab. Das waren schwere Zeiten, in welchen ihn nichts anderes aufrecht erhielt als das Wort: „Fürchte dich nicht...“

Da entschloß er sich im Jahre 1899 schweren Herzens,

den Staat S. Paulo zu verlassen und eine freigewordene Pfarrstelle in Juiz de Fora anzunehmen. Die Versorgung der Gemeinde Campinas und ihrer Filialen Rocinha und Ribeirão legte er in die Hände seiner beiden Kollegen Müller und Kölle. Die Gemeinde Friedburg bei Campinas, zuerst von Pastor Zink bedient, war schon vorher an Pastor Müller abgetreten worden.

Doch nach 9 Jahren kehrte er wieder zurück und wurde zum zweiten Mal Pfarrer der evangelischen Gemeinde Campinas. Seine Lage verbesserte sich von da ab etwas, da nun der Evangelische Oberkirchenrat und der Gustav-Adolf-Verein die schwache Gemeinde unterstützten. Mit der alten Treue und Gewissenhaftigkeit hat er hier seines Amtes gewaltet, bestrebt, das innere Leben der Gemeinde zu festigen und auch ihren äußeren Aufbau durch den Bau einer Kirche zu fördern. Dieses letztere Ziel zu erreichen ist ihm leider nicht vergönnt gewesen, doch hat er nicht erfolglos darauf hingearbeitet. Zu Ostern 1918 hat er die Augen geschlossen; es war der 31. März. Er ist sanft eingeschlafen, nachdem er kaum 2 Tage krank gewesen war. Am Karfreitag hatte er noch gepredigt und das heilige Abendmahl ausgeteilt.

Pastor Zinks Bild steht vor uns als das eines durch und durch geraden und ehrenwerten Charakters. Von Natur ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes und Gemütes, brachte er jedermann, auch dem Allergeringsten, echte, natürliche Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegen. So hat er manchem, der hier im Ausland durch herbe Lebensschicksale verwittert und verdrossen war, aus seinem reichen Herzen Gaben mitteilen können, für die man ihm noch heute dankbar ist. Etwas aus sich zu machen, irgend eine Rolle zu spielen, das lag seinem schlichten, offenen Wesen völlig fern. Das häusliche Leben in seiner Familie zeichnete sich durch Einfachheit, Ordnung und christlichen Sinn aus.

Dass er in den harten Kämpfen des Lebens standhalten konnte, verdankte er vor allem auch seiner treuen Lebensgefährtin, Sophie geb. Höflinger, einer wackeren Württemberin, die wie durch eine Fügung im Jahre 1869 auf dem französischen Segelschiff, das ihn nach Brasilien brachte, seine Reisegefährtin gewesen war. Sie gedachte nach Petropolis zu ihrem Stiefbruder, dem dortigen Pfarrer Bernhard Pflüger zu fahren, um ihm in der Hauswirtschaft eine Stütze zu sein. Nun wollte sie nach einem höheren Willen mit dem jungen Baseler Pastor die Reise durch das Leben fortführen. Freilich war der Anfang gar trünenreich und sorgenvoll, denn Pastor Zink litt immer noch an jenem alten, hartnäckigen Leiden; am 18. November 1870 wurde der Ehebund in S. Paulo am Krankenbett geschlossen: Pastor Zink lag schwer krank am Nervenfieber daneieder, und die Ärzte hatten wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. Aber Gott half und hat die beiden Eheleute, die auf die liebe, trauten Heimat verzichteten und fern von Eltern und Verwandten, unter Menschen mit anderer Sprache und anderen Sitten, ihr ganzes Leben in den Dienst der Sache Christi stellten, bis ins hohe Alter getragen. Dem Ehepaar schenkte der Himmel sieben Kinder, von denen ein verheirateter Sohn vor wenigen Jahren im besten Mannesalter gestorben ist. Die Kinder haben die Tradition gewahrt und stehen direkt oder indirekt im Dienste der deutschen evangelischen Sache in Brasilien.

Im einzelnen hat Pastor Zink unter den besonders schwierigen Verhältnissen, in die er hineingestellt wurde, wohl manche bittere Enttäuschung, manchen Misserfolg erleben müssen; doch im ganzen hat Gott einen reichen Segen auf sein Lebenswerk gelegt. Was er für die deutsch-evangelische Sache geleistet hat, darf nicht vergessen werden. Wer die Geschichte unserer Kirche im Staat S. Paulo verstehen will, für den ist ein Verständnis des Lebens und Wirkens Pastor J. J. Zinks erforderlich.

Unter den Palmen und Zypressen des schönen Friedhofes in Campinas ist sein irdisches Pilgerkleid in den Schoß der Erde gelegt worden. Ein einfaches Grabdenkmal mit einem Kreuz aus rotem Granit kennzeichnet diese Scholle Erde. Auf dem Stein sind die Worte zu lesen:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ W. S.

„O könntest du sein Herz sehen!“

Ein Seelsorger lag auf seinem letzten schweren Leidensbett. In hohem Alter rastlos tätig, sich verzehrend im Dienste seines Herrn, so sah man den ehrwürdigen Greis vor kurzem noch im Amte stehen. Jetzt hatte ihn die Krankheit nie-

dergeworfen, und er trank seinen Kelch, den Gott nach seinem weisen Rat ihm voll eingeschenkte. Unzählig brennende und schmerzende Wunden bedeckten seinen Leib; da die Naturkraft nicht zu Hilfe kam, konnte die Kunst des Arztes nicht viel mehr ausrichten. So lag der stille Dulder festgebannt, er, der für viele ein Vater war, ein Berater in allen Nöten, ein Hilfsbringer. Liebend sind um ihn die Seinigen beschäftigt, teilnehmend fragen die Beichtkinder nach des Kranken Ergehen. Dieser selbst hat wenig Zeit, an sich zu denken, denn von treuer Pflichterfüllung getrieben, sorgt er noch für sein Amt und rüstet sich zum Abschied. Er beruft an sein Lager die Geistlichen, deren kirchliches Oberhaupt er war, er legt ihnen als ein Scheidender ihre Gemeinden und das Wohl der Kirche warm ans Herz. Dann empfängt er noch diese und jene Freunde und Bekannte, hört ihre Anliegen und erteilt ihnen seinen Segen. Es waren der Beunruhigungen für den Kranken viel zu viel, allein sie sollten noch kein Ende nehmen.

In den schweren Schmerzensnächten ist es des Kranken liebstes Tun, als ein Priester vor dem Herrn seiner Pflegebefohlenen noch betend zu gedenken, und er kommt dabei von einem zum andern. Auch ins Gefängnis, wo er siets regelmäig Besuche mache, wandern seine Gedanken; an einem jungen Bösewicht, welcher einer begangenen Missat überführt, sie nicht gestehen will, der keinen Zugang in sein Herz gestattet, bleiben sie hängen. O diesen, an welchen der Seelsorger eine lange Zeit besondere Mühe wandte, diesen, welcher ihm durch sein ausweichendes Verhalten immer Schmerz bereitete, möchte er noch sehen! „Läßt es lieber!“ riet die Tochter, welche am Morgen den väterlichen Wunsch an die Gefängnisbehörde übermitteln sollte, und Tränen unterstützten ihr Bittgesuch. Sie sah es wohl, wie sehr die Krankheit zugenommen hatte; das Nötigste war, die fernen Geschwister davon zu benachrichtigen, wenn sie, nach ihrem Wunsch, den Vater noch lebend treffen wollten. Aber auch ins Gefängnis sendet sie die erhaltene Weisung, um nicht in eigenmächtigem Tun dem Scheidenden einen letzten Wunsch und Willen abzuschlagen.

Am Abend treffen die fernen Kinder ein; allein der Vater, dessen Bewußtsein schon getrübt ist, scheint sie nicht zu kennen. Als sie ihn begrüßen wollen, winkt er ab und sagt, er bedürfe Ruhe. Wird dieser Schlummer schon der letzte sein, wird er zum Todesschlaf hinüberführen? „Vater, der L. ist draußen!“ ruft etwas später die Tochter dem Vater ins Ohr, und siehe plötzlich wird er wach, die scheidenden Lebensgeister kehren wieder. „Läßt ihn herein!“ bat der Kranke dringend, und vom Gesetzesmann geführt, tritt der Verbrecher an das Sterbebett seines Seelsorgers. Dort sinkt er hart beim Lager auf die Kniee, der Anblick einer Schmerzensgestalt, welche er kaum mehr erkennt, macht ihn weich, ja, alles, was er sieht und hört, erschüttert ihn: eine Liebe, welche stark ist wie der Tod, hat ihn hierher gerufen. Nun legt der Sterbende ihm mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte noch die Hand aufs Haupt, die matte Stimme wird noch einmal hell, um bittend und mahnend in ein Sünderherz zu dringen. Schluchzend wird der arme Junge, welcher dankend die weissen Hände küsst, sonst aber kein Zeichen seiner Sinnesveränderung hervorbringt, hinweggeführt — mit gebrochenem Herzen, in welchem Buße und Glauben eine Stätte finden werden.

Der Sterbende aber liegt selig still, die Schmerzen haben aufgehört, und er hat nun auch Liebesworte noch für die Seinigen. Man merkt es wohl, sein Herz ist getrost, er hat dem Heiland noch in letzter Stunde einen Sünden zugeführt. Wir aber schlagen an die eigene Brust und sagen: Dieser Knecht Gottes hat mit seinem Tun das Herz der ewigen Liebe widergespiegelt! Am folgenden Tag ging er als ein getreuer Knecht ein zu der Freude seines Herrn.

Entscheidender Augenblick.

Napoleon der Erste, hat jemand gesagt, wurde dadurch groß, daß er sich jede Gelegenheit zunutze mache. Er pflegte zu sagen: „In jeder Schlacht gibt es eine Krisis, zehn oder fünfzehn Minuten nur, an denen die Entscheidung hängt; diese gewinnen, heißt Sieg, sie verlieren Niederlage.“ In dem Kampfe des Lebens ist es nicht anders. Ein schnell und richtig ergriffener Augenblick entscheidet oft unser ganzes Geschick. Wer in der Jugend es durch Trägheit versäumt, seine Gaben und Talente auszubilden, bringt es nie im Leben zu etwas. Sieg oder Niederlage hängt an dem dünnen Faden kleiner, oft geringfügiger Gelegenheiten.

Für den Familientisch.

Vom Überglauen.

Zwei Erzählungen aus der Kolonie.

Von C. Kleine.

(Schluß.)

Oswald war begraben und so weit war alles gut gegangen. Niemand ahnte auch nur den wahren Sachverhalt. Aber die Angst vor dem Erscheinen des vermeintlichen zweiten Toten, ließ den beiden Frauen keine Ruhe, und abwechselnd saßen sie am Bache um aufzupassen, wenn er hoch käme. Dann wollten sie die Grube wieder öffnen, die Oswald für ihn gemacht hatte. — Als aber nach etlichen, bang verbrachten Tagen noch immer nichts davon zu sehen war, wurde es ihnen zur Gewissheit, daß er nachts übers Wehr getrieben oder irgendwo unten im Holze festsaß. Auch hörten sie zu ihrem Trost von seinem Menschen, daß jemand vermisst worden wäre. — Und so blieb es für sie ein dunkles Geheimnis, welches sie nicht zu enträtseln wußten.

Nach etlichen Wochen dachten sie kaum noch daran. Statt dessen, war eine andere, noch größere Sorge bei ihnen eingezogen. — Oswald ging um. — Die Alte hatte ihn mit eigenen Augen gesehen. — „Mit dem Glödenschlag zwölf bin ich aufgewacht; da stand er vor meinem Bett, in demselben Anzug wie ihr ihn in den Sarg gelegt und drohte mir mit der Faust. — Ich betete schnell den heiligen Zauberspruch, der alle Geister bannit, da zerfloss er wie ein Nebel.“ — So erzählte am Morgen der schrecklichen Nacht die Alte ihrer Tochter mit Zittern und Beben und jammerte immerzu: „Er kommt wieder — er kommt wieder!“ — Und richtig! Drei Tage danach machte der böse Geist wieder seinen Besuch bei der Alten. Diesmal hatte er noch sogar den langen Haken mitgebracht und angelte damit nach der im kalten Angstschweiß liegenden Schwiegermutter, was diese so in Schreden setzte, daß sie unter Heulen und Schreien die Besinnung verlor. Am folgenden Morgen schwor sie ihrer Tochter zu, daß sie noch heute aus diesem unglücklichen Gespensterhause ausziehen wollte.

Aber seitdem Mile bei Zader gewesen war — und sie war auch noch nachdem noch mehrere Male heimlich hingelaußen — dachte sie ganz anders über Geister und Gespenster. — Auch war ihr so manches von früher eingefallen was Zader und Böhm über solche Spukgeschichten zu ihrem Mannie gesäufert hatten und es fing an bei ihr leise zu dämmern. — Sie war aber so klug und ließ ihre Mutter davon nichts merken, weil sie sicher wußte, daß bei ihr keine Hilfe mehr war und sie sich nur mit ihr verwerfen würde. — Darum versuchte sie es auf andere Art. — „Mutter“ — sagte sie zu der Alten — „so plötzlich kommt Ihr unmöglich ausziehen, wo wollt Ihr hin? Aber wir wollen Euer Bett in unsere Kammer bringen. Die Kinder sind nun schon größer und machen des Nachts keine Unruhe mehr.“ — „Ach, Mile, das nützt alles nichts, er will mich holen, weil er den anderen nicht gefunden hat und mich statt seiner in die Grube hinter der Hede bringen“ — jammerte die Alte und rang die Hände vor Angst. — „Ihr kommt es aber doch einmal versuchen“ — entgegnete Mile hierauf und redete ihr so lange zu bis die Alte einwilligte.

Ihr Bett wurde sogleich aus der kleinen Kammer in die allgemeine Schlafkammer geschafft. — Die Alte war schon so weit, daß sie jede Nacht regelmäßig Punkt zwölf erwachte. — Das wußte Mile und gebrauchte die List, die große Wanduhr in der Wohnstube eine Stunde vorzustellen. — Und diese List gelang vortrefflich. — Die Alte traute sich nicht alleine in der anderen Stube nachzusehen, wie spät es war, sondern rief jede Nacht zu derselben Zeit. „Mile, Mile, schau nach der Glöde!“ — Dann war es jedesmal eben vor ein Uhr oder eben nach ein Uhr. — Nach etlichen solchen unschuldigen Täuschungen wurde ihre Mutter misstrauisch und ging einmal mit Mile nach der Uhr schauen und sah nun selbst, daß die unheimliche Geisterstunde schon vorüber war. — So bannte Mile die bösen Geister auf eine ganz neue Art. — Aber die

Angst und Furcht vor Oswald bei ihrer Mutter konnte sie doch nicht bannen, und diese heillose, heimliche Angst machte die Alte krank und elend. Sie drang tagtäglich in Mile, alles zu verkaufen und in eine ganz andere Gegend zu ziehen. — Mile war auch wirklich nicht imstande das runtergekommenen Grundstück wieder in Ordnung zu bringen, und sie glaubte selbst, wenn sie verkaufte, daß es besser für sie sei. Dann wollte sie die Schulden bezahlen und sich für den Rest eine kleine, eingetragene Wirtschaft kaufen. Sie fragte Zader um Rat und er meinte daselbe. — Aber es fand sich so bald kein Käufer. Jeder scheute sich in das verwilderte und verwahrloste Grundstück viel hinzutreten. — Aber Zader kannte den Wert und kaufte es schließlich selber und ließ Mile und ihre Mutter noch so lange darauf wohnen, bis sie anderswohin zogen. — Schon das zweite Jahr darauf kannte man das Grundstück nicht wieder. — Die Mühle war in Ordnung und schnitt Tag für Tag ihr regelmäßiges Quantum Bretter und Bauholz. Und ebenso war alles andere nach und nach so weit gebracht, daß das angelegte Geld doppelt und dreifach wieder herauskam.

Er hatte Mile alles preiswürdig bezahlt und außerdem noch tüchtig hineinsteden müssen, ehe es so weit war. Aber durch seinen Fleiß und richtiges Wirtschaften wurde er wohlhabend, oder nach hiesigen Verhältnissen gerechnet, ein reicher Mann. — Mile hatte sich gleich nach dem Verkauf nach einem anderen Grundstück umgesehen und auch schon eins im Handel. Aber ihrer Mutter war es plötzlich in den Kopf gekommen, trotz ihres Siechthumes Knall und Fall zu ihrem Sohne zu ziehen. — Dagegen wehrte sich Mile so viel sie nur konnte, denn sie sollte mit ihren drei jüngsten Kindern mit ihr nach S. Paulo ziehen. — Mile hatte aber außer diesen noch sechs Kinder hier, und von diesen wollte sie nicht fort. Nun gab es jeden Tag heftigen Wortwechsel zwischen Mutter und Tochter, bis sie auf den richtigen Gedanken kamen. — In all dem Aufruhr, Wirrwarr und der ewigen Unruhe und Aufregung, die Mile und ihre Mutter durchgemacht, hatten sie gar nicht an Fritz gedacht. — Jetzt beschlossen sie, an ihn und seinen Onkel zu schreiben um Nachricht zu bekommen, ob sie kommen sollten und was für Aussichten dort für sie wären. — Mile mußte den Brief aufszen, so wie ihn die Alte diktirte. Ganz zuletzt kam der Satz: „Der Vater ist beim Baden verunglückt“. — Weiter stand kein Wort von dieser Angelegenheit darin. — Aber Fritz hatte inzwischen von Leitner schon alles erfahren. — Bald bekamen sie Antwort. Fritz schrieb an seine Mutter und in dem Briefe lag ein zweiter von dem Bädermeister an seine Mutter und Schwester. — Im ersten fanden sie volle Aufklärung über alles was ihnen bis jetzt unauflärt geblieben war. Fritz schilderte alles so, wie es sich zugetragen. — Aber kein Wort des Vorwurfs gegen seine Eltern oder gegen seine Großmutter stand in dem Briefe. Auch schrieb er, daß es ihm gut ginge, und es ihm dort sehr gefiel. Aber nichts, gar nichts über die dortigen Verhältnisse, und ob sie kommen sollten oder nicht. — Der Bädermeister schrieb dagegen ganz klar und deutlich, daß es für sie besser sei, wenn sie blieben wo sie wären. — „Wenn Ihr aber durchaus kommen wollt, werde ich Euch mit offenen Armen empfangen und an Euch handeln wie es mir als Sohn und Bruder zukommt“ — hieß es am Schluß seines Briefes. — Hatte Fritz die Schuldigen verschont, so hatte der Bädermeister überall durchblenden lassen, für wie strafbar und gottlos er das Treiben seiner Mutter und Schwester hielt. — Lange starrte die Alte auf dies Schreiben in ihren zitternden Händen. — Es war eine Anklage auf Mord — von ihrem eigenen Sohn. — Auch bei ihm hatte sie von der Teufelsaat gesät, aber in der Fremde wußte sie dahin und trug keine Frucht. — Jetzt warf er sich zum Richter gegen seine Mutter auf. — Ihr eigenes Fleisch und Blut verurteilte und verdammt ihr Tun und Lassen. — „Was wollt Ihr tun, Mutter?“ — unterbrach Mile das lange Schweigen. — „Er will mich nicht haben“ — murmelte die Alte ganz bestürzt über die Anklage und Abweisung ihres einzigen Sohnes und zum ersten Male sah Mile Tränen in den Augen ihrer Mutter. — „Soll ich das Grund-

hüd laufen?" — fragte Mile wieder. — „Ja," ich bleibe bei dir, „erklärte ihre Mutter nun fest und bestimmt." — Sie blieb auch, aber nicht lange, da trugen sie sie hinaus auf den Kirchhof. — Ganz zuletzt, wie es schon zu spät war und der Tod schon die blinkende Sense über sie schwang, schien ihr Erleuchtung gefontnen zu sein. — „Mile" — flüsterte die Sterbende — „die Bücher — verbrennen — verbrenne sie — alle — es sind — Teufelsbücher — Fluch und — Schande — über die Menschen — die solche ..." Hier brach sie plötzlich ab und erst nach einer Pause flüsterte sie wieder: „Gott verzeih mir meine Sünden — Mile — ich — war — verbrennen ..." Dann war alles vorüber.

Fünf Jahre später kam Fritz um seine Mutter und Geschwister sowie Leitner und Stoffel zu besuchen. Er war verheiratet und hat nun selbst eine Bäckerei in Campinas und es ging ihm dort sehr gut. Seine Frau konnte er nicht mitbringen, weil das erste Kind in Monatsfrist erwartet wurde. Sein Onkel hatte sich zur Ruhe gesetzt und war Bäcker geworden. Er sehnte sich nach seiner Schwester, seitdem er wußte, daß sie die unheilvollen Fesseln des Überglaubens abgestreift hatte. Er selbst war schon mehrere Jahre fränklich und konnte nicht mehr reisen, deshalb sollte Fritz seine Mutter mitbringen. Aber Mile ließ sich nicht überreden. — Erst später, als ihre Kinder hier alle verheiratet waren, gab sie den dringenden Bitten ihres Bruders nach und zog zu ihm. — Für Leitner und Stoffel hatte Fritz nur einen Tag übrig, weil er sonst den Dampferanschluß versäumt hätte. — Noch in der Nacht mußte Fritz von Leitner und Stoffel fort um nicht zu spät zu kommen. — Beim Abschied umarmte er beide und sagte bewegt: „Zwei Tage vergesse ich nimmermehr, den Tag am Mühlbach und den heutigen Tag. Lebt wohl, ihr Lieben und was ihr an mir getan — wie soll ich euch dafür danken?" „Halte fest an dem was du gelobt, dann sind wir reichlich belohnt" — erwiderte Leitner. Stoffel, der heute sehr gefaßt war, sagte nur: „Auch mir sind diese beiden Tage Gedenksteine bis an meinen Tod — Gott segne dich dafür. — So schieden sie auf Nimmerwiederssehen, denn unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit und die Zeit fordert ihr Recht. — Zuerst schied Stoffel. Ihm folgte Leitner und zuletzt ging Zader zur ewigen Ruhe. — Alle drei starben in dem Herrn und ihr Andenken lebt fort in ihren Kindern und bei Stoffel in seinen dankbaren Schülern. — Auch Mile starb hochbetagt bei ihrem Bruder. In Demut und Ergebenheit, nach soviel Leid und Kummer, nach soviel Schuld und nach endlicher Erkenntnis des höllischen Überglaubens, ging auch sie demütig und bußfertig mit der gewissen Hoffnung auf Vergeltung, zur ewigen Ruhe ein. — Nur einige Wochen später folgte ihr Bruder ihr nach. Beide liegen nebeneinander und schlafen den ewigen Schlaf des Friedens.

Opfer der Konfirmanden in Blumenau für eine zweite Glocke.

Herta Creuz, Herta Röhler, Alice Knoblauch, Olga Schwabe je 2 \$; Erich Berndt, Sophie Schwanke, Richard Bonnemaison, Alwin Imroth, Udo Penkuhn, Gertrud Rödel, Lucie Germer, Gustav Imroth, Helene Schreiber je 1 \$; Helene Koball 600 Rs.; zusammen 17\$600.

Für einen neuen Altartepich: Jens Reif 5 \$; Herbert Bähr 4 \$; Anna Laczynski 3 \$; Hedwig Wolfram, Wanda Thiele, Elisabeth Röhler, Walter Herbst, Karl Holek, Paula Paul, Else Wirth, Linda Roths, Frieda Buzke, Rosina und Ja Räder, Eugen Odebrecht je 2 \$; Adele Ebert, Mimi Böwing, Gerda Siebert, Edith Ehrhardt, Eilli Hädlich, Thekla Dittrich, Konkordia Strobel, Artur Altenburg, Gustav Röhler, Walter Probst, Klara Brezle, Marie Herbst, Leopold Haut, Erna Hering, Irma Kinder, Elisabeth Orth, Ottolie Ehrhardt, Else Kielwagen, Therese Schneider, Olga Grahl, Räthe Specht, Alex Bolkert, Heinrich Steinmann, Ewald Bernhardt, Gertrud Bernhardt, Hildegard Sutter, Else Häßländer, Amanda Strobel, Paul Nabel, Richard Schneider, Oswald Zwicker, Richard Kumohl, Lorenz Bonnemaison, Jakob Frank, Rudolf Koffle, Sophie Goemann, Helmuth Häßländer, Gustav Kanitz, Karl Budag, Ella Passig, Ella Knoch, Willy Thomßen, Ilse Fouquet, Marie und Hedwig Brandes, Gisela Schmidt, Marie Rüdiger, Kurt Hosang je 1 \$; Max Lindner, Hugo Kertischka je 800 Reis; Agnes Hahnemann, Marie Schö-

nau, Robert Gubler, Ernst Rästner je 500 Reis; Helga Kirsten 400 Reis; zusammen 85\$000.

Allen freundlichen Gebern herzlichen Dank! Auch von den Konfirmanden aus dem Jahre 1918 nimmt Dankopfer noch gern entgegen.

Pfarrer Gabler.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 14. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Russland; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Garsia.

Sonntag, 21. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava Norte; 7 Uhr abends: Weihnachtsfeier für die Kinder in der Kirche in Blumenau.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau. Mittwoch, 31. Dez., 8 Uhr abends: Jahresschlussfeier in Blumenau.

Neujahr, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Velha.

Sonntag, 4. Jan., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Gaspar.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

2. Weihnachtstag, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; 4 Uhr nachm.: Gottesd. in Itoupava Rega.

3. Weihnachtstag, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte.

Sonntag, 28. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 11. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; darauf Aufnahmeprüfung für die Konfirmanden in Itoupava.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 7. Dez.: Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 14. Dez.: Gottesd. in Testo Central, Schule bei Koch.

Sonntag, 21. Dez.: Gottesd. in Alto Rio do Testo.

1. Weihnachtsfeiertag: Gottesd. in Badenfurt.

2. Weihnachtsfeiertag: Gottesd. in Fortaleza.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 14. Dez.: Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 21. Dez.: Gottesd. im Freiheitsbach.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos; 7 Uhr abends: liturgische Christfeier in Timbo.

2. Weihnachtsfeiertag, 7 Uhr: liturgische Christfeier in Beneditto-Novo.

Sonntag, 28. Dez., 9 Uhr vorm.: Tauffeier in Timbo.

Neujahr: Einsegnung in Cedro Alto.

Sonntag, 4. Jan.: Einsegnung in Beneditto-Novo.

Mittwoch, 7. Jan., 9 Uhr vorm.: Beginn des Konfirmandenunterrichts in Carijos.

Sonntag, 11. Jan.: Gottesd. in Rio Adda.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 14. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm.

Sonntag, 21. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd.

Mittwoch, 24. Dez., 7 Uhr abends: Christmette.

Donnerstag, 25. Dez., 9 Uhr vorm.: Weihnachtsgottesd.

Mittwoch, 31. Dez., 7 Uhr abends: Jahreswende feier.

Donnerstag, 1. Jan., 9 Uhr vorm.: Neujahrgottesd.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Freitag, 26. Dez., 9 Uhr vorm.: Weihnachtsgottesd.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Campinas.

Sonntag, 14. Dez., vorm.: Gottesd. in Cosmopolis; abends: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 21. Dez., vorm.: Gottesd. in Campinas.

1. Weihnachtsfeiertag, vorm.: Gottesd. in Campinas.

2. Weihnachtsfeiertag, vorm.: Gottesd. in Cosmopolis.

Sonntag, 28. Dez., vorm.: Gottesd. in Campinas.

Silvester, 31. Dez., 1/2 Uhr abends: Gottesd. in Campinas.

Pfarrer Schmidt.